



»Looping«



»Wild«

On the Wild Side Filmknäcke VON ILSE EICHENBRENNER

Wenn ich in Berlin etwas erleben will, dann brauche ich keine Kletterwand. Ich gehe einfach in ein Kino, das ich noch nicht kenne. Das Filmfestival »Achtung Berlin« gab mir den Anlass für eine Exkursion in das ungezähmte Friedrichshain. Der Film »Looping« versprach drei Frauen in einer psychiatrischen Einrichtung. Nichts wie hin. Ich tastete mich durch die Rauchschwaden zum Tresen der »Tilsiter Lichtspiele« vor und fragte nach den Tickets. Von Festivalatmosphäre keine Spur – Hipster vor großen Biergläsern ohne das angesagte Craft Beer, deprimiert. Als mein erster Film mit dem Titel »Der Strahl des Lichts« (eine Doku über Nordkorea) losging, wurde die kleine Gruppe der Zuschauer über den Hinterhof in den Saal 2 geleitet. Mühsam platzierte man sich auf den zirka dreizehn Stühlen. Ich sollte das Licht ausmachen und traf tatsächlich den kleinen Kippschalter zwischen den bloß liegenden Strippen. Dann zurück in die Pinte, um meinen Festivalfilm »Looping« zu sehen. Das Filmteam füllte die ersten Reihen. Die in echt wirklich schöne Jella Haase, die ich weniger aus »Fuck Ju Göhte« als aus dem Jugendpsychiatriefilm »4 Könige« kenne, saß mittenmang. Der Film handelt von drei Frauen, die sich in einer alten Villa an der Nordsee kennen lernen, die angeblich eine psychiatrische Einrichtung ist. Von Behandlung oder Therapeuten keine Spur, nur beim Yoga bekommen die drei einmal einen Lachkrampf. Leila ist traumatisiert, Frenja buli-

misch und Ann hat gezündelt. Die drei lachen viel, verlieben sich ineinander, hauen ab, trösten und lieben sich, und nach ihrer Entlassung tanzt Leila auf dem Rummelplatz, wo die ganze Geschichte losging. Kamera und Schnitt sind vom Allerfeinsten, und die drei Darstellerinnen vor allem anmutig. Die Regisseurin berichtet, dass sie als Jugendliche mal in einer derartigen Institution gewesen sei. Die Therapie habe man vergessen können, aber die Freundschaft mit den beiden Mitbewohnerinnen habe sie gesund gemacht. Als sie dann noch erzählt, aus welchen Versatzstücken an der Nordsee und um Berlin herum das Therapiezentrum zusammengebastelt wurde, war für mich der Zauber verflogen. Der Film war quasi entmystifiziert – so geht es mir häufig bei After-Film-Gesprächen. Also ab in die Klokabine, wo ich um ein Haar auf die scheue Jella Haase knallte. Und das ist schon das schöne Ende meiner Geschichte.

Der Wolf und das Mädchen

Auch der Film »Wild« von Nicolette Krebitz lief in der Reihe des »Achtung Berlin«-Festivals, nachdem er bereits auf dem berühmten »Sundance Film Festival« in den USA gezeigt worden war. Dieser Spielfilm ist aber parallel ausgesichert und lief ganz regulär in den Kinos. Da die Rezensionen extrem unterschiedlich waren, kam »Wild« sofort auf die Knäcke-Liste. Auch das Kinopublikum reagierte kontrovers: Etliche Zu-

schaer verließen das Kino, andere gaben sich derart schockiert, dass ich fast vermute, dass sie mit einem Fantasyfilm gerechnet hatten. Denn »Wild« ist das Gegenteil, er ist quasi hyperrealistisch. In einer Plattenbausiedlung lebt eine junge schöne Frau mit irrelangen Haaren. Ihre Schwester ist gerade ausgezogen, der Opa, der die Wohnung gegenüber bewohnt hat, stirbt im Krankenhaus. Sie arbeitet in einer Werbeagentur und hat eine schräge Beziehung mit dem Chef. Eines Tages sieht sie auf einer Lichtung einen Wolf und ist fasziniert von ihm. Sie kauft ein großes Steak und versucht, ihn anzulocken. Sie informiert sich über Wölfe und stößt auf eine Website über die Lappjagd, also eine Treibjagd mit langen Stoffketzen. Unterstützt von den asiatischen Näherinnen eines Betriebs fabriziert sie die Utensilien, fängt und betäubt den Wolf mit der entsprechenden Munition. Sie schleift ihn in ihre Wohnung und sperrt ihn in das leere Zimmer der Schwester. Sie kauft totes und lebendiges Fleisch, um ihn zu füttern. Als sie ihm ein kleines Kaninchen überlässt, meint sie: »Toi, toi, toi!«, und schließt die Tür. Wolf und Mädchen nähern sich, sie lässt sich von ihm beschnupern und belecken und flüchtet aus der inzwischen bestialisch stinkenden und verwüsteten Wohnung auf das Dach des Hochhauses und später in die Wüstenlandschaft eines stillgelegten Tagebaus. Schließlich ist der Wolf verschwunden, und sie bleckt glücklich die Zähne.

Bereits während des Films fallen mir Klienten und Klientinnen ein, die in ganz ähnlicher Weise mit einem oder mehreren Tieren hausten. Es waren Katzen und Hunde, Tauben und Schlangen. Und ich muss an eine Wohnung denken, auf deren verdreckten Böden eine Frau mit großen Vögeln lebte. Am Ende fühlt sich die junge Frau wie ein Wolf in Menschengestalt, gierig und animalisch. Mit dieser Sehnsucht ist sie nicht allein. Wer schauen mag, wie viele Girls und Boys sich dieser Tage nicht etwa im falschen Geschlecht, sondern in der falschen Gattung wähnen, der recherchiere doch gleich mal das Thema »Otherkin«. Nicolette Krebitz schafft es, diesen esoterisch-fantastischen Topos in die betonharte Reality zu beamen. Wau.

Der Bär mit den zwei Polen

Als DVD erhältlich ist seit kurzem der amerikanische Spielfilm »Infinitely Polar Bear«. Vor einem größeren Publikum war er in Berlin bei einer Veranstaltung der Selbsthilfvereinigung »bipolaris« zu sehen. Für Information und Diskussion rund um die Themen affektive Störungen oder Kinder psychisch Kranker ist er durchaus zu empfehlen. Mich wundert allerdings, dass es dieser bemerkenswerte Film nicht zu einem regulären Kinostart geschafft hat. Das Potenzial für einen Durchlauf im Mainstreamkino hat er ohne Zweifel.



»Infinitely Polar Bear«



»Bipolar – Meine Mama ist anders«

Mark Ruffalo ist Cam und der Symptomträger dieser Familie und gleichfalls Sympathieträger des ganzen Films. Cam stammt aus einer besseren Familie und hat alle seine tollen Jobs beim Fernsehen verloren. Das erfährt der Zuschauer von der Tochter Emilia, deren Stimme als Voice-over eingespielt wird. Wir sind in den wilden Siebzigern, wo einfach alle ein wenig verrückt sind. Der Film beginnt mit einem durchgeknallten Cam, der mit seinen Töchtern fast nackt durch den Wald rennt, statt sie in die Schule zu bringen. Er landet in der Psychiatrie. Bei ihrem ersten Besuch sehen ihn die Mädchen völlig verändert: aufgeschwemmt, mit Bauch und schleppender Sprache. So gleicht er tatsächlich ein wenig einem tapsigen Bären. Ist er nicht sogar ein Bi-polar-bear? Die dunkelhäutige Maggie hat sich gemeinsam mit ihren beiden Töchtern von Cam getrennt und ist in Boston in eine kleine Wohnung gezogen. Nach seiner Entlassung aus der Psychiatrie wäre Cam gerne bei seiner Familie, doch Maggie traut ihm nicht mehr über den Weg. Doch dann entschließt sie sich, in New York einen Uni-Abschluss zu machen, um ihre beruflichen Chancen zu verbessern. Sie erhält ein Stipendium – doch wer kümmert sich um die Kinder? Cam ist sofort bereit, wieder einzuziehen. Er schmeißt den Haushalt – kochen kann er sowieso besser – und kümmert sich in unkonventioneller, manchmal pene-

tranter Weise um seine Töchter. Im Grunde genommen passiert nicht mehr als das alltägliche Leben dieser Familie. Die Töchter stöhnen über ihren Vater; er ist ihnen peinlich, wenn er sie mit seiner Schrottkarre von der Schule abholt. Lange Zeit verbieten sie ihm, vor ihren Mitschülern überhaupt in Erscheinung zu treten. Zu Hause sieht es aus wie bei Hempels unterm Sofa – das kann man niemandem zumuten. Doch dann finden die Nachbarskinder das Chaos durchaus erfrischend und lassen sich von Cam mit Zimtoast verwöhnen. Es gibt einige Auf und Abs. Cam nimmt abends Kneipe mit Alkohol volllaufen. Es wird heftig gestritten, und man versöhnt sich wieder. Cam setzt heimlich die Medikamente ab und wird noch ein wenig schräger. Er müllt die Wohnung voll und räumt sie unter Druck blitzschnell wieder auf. Maggie kommt an den Wochenenden zurück, und nach ihrem Abschluss versucht sie, in Boston eine Stelle zu finden, vergeblich. So bleibt es bei dieser ungewöhnlichen Rollenaufteilung, die häufig thematisiert wird: Cam spielt den reichlich skurrilen Hausmann, Maggie ernährt die Familie in der fremden Stadt. Vielleicht ist die ganze Story ein wenig zu weichgespült, zu ulkig, ja an manchen Stellen auch zu rührselig inszeniert. Die Härte der affektiven Störung und der psychiatrischen Behandlung bleiben ausgeblendet, alles kreist um Freud und Leid der kleinen unge-

wöhnlichen Familie. Cam ist nie wirklich depressiv; in der Manie bleibt es bei pittoresker Durchgeknalltheit. Nur in wenigen Momenten ist er bedrohlich, nie aber gefährlich. Die beiden Töchter haben häufig das Heft in der Hand, sie schimpfen und nörgeln und setzen sich meistens durch. Von dem Phänomen der Parentifizierung ist ihr Verhalten aber meilenweit entfernt. Drehbuchautorin und Regisseurin *Maya Forbes* hat sich von ihrer eigenen Familiengeschichte inspirieren lassen. Ich finde diesen Film einfach hinreißend. Vielleicht ist es die flackernde Rückschau in die seligen Siebzigerjahre, der Blick in eine endlich mal nicht aufgeräumte amerikanische Wohnung oder einfach der gut gelaunte Soundtrack, der mir die Töchter Cams so ans Herz gedrückt hat.

Und ab und zu ein kleiner Elefant

Bereits 2005 wurde »Bipolar – Meine Mama ist anders«, dieser rundum perfekte Kinderfilm, fertig gestellt; seit 2009 ist er als DVD käuflich zu erwerben. Ich bespreche ihn hier, weil ich auch auf ihn durch eine Veranstaltung der Selbsthilfeorganisation »bipolaris« aufmerksam wurde. Medien für die Psychoedukation von Kindern psychisch Kranker sind en vogue, und dieser Film hat einen Platz in der Materialsammlung verdient. Die neunjährige Bonnie lebt allein mit ihrer mal manischen, mal depressiven Mutter Lisa in einem traumhaften Häuschen. Eigentlich

möchte man sofort einziehen. Lisa liegt meistens im Bett, dafür kümmert sich die freundliche und ungeheuer patente Großmutter um Enkelin, Haushalt und Garten. Die ganze Familie fühlt sich den Dickhäutern eng verbunden, denn der verstorbene Opa war ein Wildhüter in Afrika. Überall stehen Skulpturen von Elefanten, und Bonnie schaut sich ab und zu einen der alten Dschungelfilme an. Sie weiß schon genau, was sie einmal werden will. Bis dahin stromert sie mit ihrem Klassenkameraden durch die Gegend und erlebt ihre ersten Abenteuer. Bonnies Kindheit ist trotz der schweren Erkrankung der Mutter nahezu ungetrübt. Denn die Mutter ist entweder unsichtbar und zurückgezogen in ihrem Zimmer oder in manischen Phasen bestens aufgelegt, vielleicht ein bisschen zu schrill und schräg. So holt sie sich einen jungen Liebhaber ins Haus, der schon bald wieder das Weite sucht, oder sie entführt einen Elefanten, der dann plötzlich im Garten grast. Die Idylle wird jäh beendet, als die Großmutter tödlich verunglückt. Bonnie versucht zunächst, die tägliche Routine aufrechtzuerhalten. Doch es gelingt ihr nicht, die völlig erstarrte Mutter zu aktivieren. Nun muss natürlich die obligatorische böse Sozialarbeiterin vom Jugendamt ins Haus kommen und einen Heimaufenthalt androhen. Bonnie ist in Panik. Doch sie ist nicht allein. Eine bisher eher schrullig wirkende Nachbarin findet eine



»The Lady in the Van«



»Birnenkuchen mit Lavendel«

neue Aufgabe, und alles wird gut. Dies ist ein Film für Kinder. Punkt. Er will Angst mindern, Mut machen und Verständnis wecken. Das gelingt ihm. Unterstützung kommt aus dem sozialen Umfeld, sodass die Geschichte aktuelle Strategien gemeindepsychiatrischer Arbeit propagiert: Die Ressourcen des Sozialraums werden aktiviert. Manche werden kritisieren, dass der Film die schwere affektive Störung der Mutter verharmlost. Andere haben vielleicht Bedenken, gerade kleinere Kinder mit so viel Schicksal und Trauer zu konfrontieren. Ich finde, Drehbuchautor und Regisseur haben gerade für die Altersgruppe der Acht- bis Zwölfjährigen einen guten Kompromiss gefunden.

Die unzehnbare Lady

Der erfolgreiche und etwas exzentrische Theaterautor Alan Bennett sitzt an seinem Schreibtisch und sucht nach den richtigen Worten, um die Aromen, den Geruch oder besser gesagt die olfaktorische Spur einer obdachlosen Frau zu beschreiben. Wir befinden uns im edlen Teil von London, in Camden, wo die Menschen in alten Häusern aber mit linksliberaler Gesinnung residieren. Alle hoffen, dass »**The Lady in the Van**« nicht gerade vor ihrem Grundstück Halt macht. Von mit Blockflöte spielenden Kindern lässt sie sich immerhin vertreiben. Aber vor einem Grundstück scheint sie sich besonders wohl zu fühlen, und Hausherr

Alan Bennett erlaubt ihr schließlich, kurzfristig in seiner Einfahrt zu parken. Dort steht sie nun, insgesamt fünfzehn Jahre lang. Der kleine Van ist erstaunlich geräumig, mit kleinen Altären und Heiligenfiguren ausgestattet, denn die Lady war einst eine Nonne und ist sehr gläubig. So ist denn vieles angeblich göttlicher Wille, was ihr gerade in den Kram passt. Das Verhältnis zwischen ihr und dem pingeligen Hausherrn ist durchaus angespannt. Widerwillig lässt er sie sogar seine Toilette benutzen, um sie hinterher akribisch zu putzen. Im Verlauf der eher adynamischen Story erfahren wir, dass Miss Shepherd in ihrer Klosterzeit Pianistin werden wollte, aber in einer Anstalt landete. Wir erleben den aktuellen Sozialraum und seine engagierte, aber ratlose Nachbarschaft. Eine Sozialarbeiterin wird herbestellt, und schließlich landet Lady Shepherd sogar in einer Tagesstätte. Doch vielleicht war gerade diese Aufregung zu groß: Am nächsten Tag liegt die Lady tot in ihrem vollgemüllten Van. Die großartige, geniale Maggie Smith dominiert glücklicherweise diesen Film ganz und gar. Krass. Der (geruchlose) Film ist ein köstlicher Auftakt für eine gepflegte Tasse Tee am Sonntagnachmittag. »This fabulous film we do recommend and think it will perfectly match your five o'clock tea-time« oder ...

... »Birnenkuchen mit Lavendel«

Die schöne Louise verkauft auf dem Markt ihren selbst gebackenen Birnenkuchen. Die Früchte stammen von der eigenen Plantage, die sie nach dem Tod ihres Mannes mit wenig finanziellem Erfolg weiterbetreibt. Sie lebt mit ihren beiden Kindern in einem idyllischen Landhaus. Eines Tages überfährt sie um ein Haar einen seltsamen jungen Mann namens Pierre. Er hat ein besonderes Verhältnis zu Zahlen, zu bunten Punkten, zu Strukturen in der Natur und zur Wahrheit. Er ist stets mit seinem Laptop unterwegs. Wir ahnen schon bald: Er leidet an Asperger-Autismus, oder wie es jetzt korrekt lauten muss: an einer Störung aus dem Autismusspektrum. Louise, ihre Kinder und Pierre lernen sich allmählich kennen und schätzen; die typischen Verhaltensauffälligkeiten nutzt »**Birnenkuchen mit Lavendel**«, um seine romantische Story zu entwickeln. Louise lernt, mit Pierres Besonderheiten umzugehen, und auch er passt sich an. Er entpuppt sich sogar als genialer Hacker, und Louises Existenz ist gerettet. Psychopathologie und ›Feel Good Movie‹ verschmelzen hier zu einer gut genießbaren Emulsion, nicht zuletzt dank der wunderbaren Landschaft der Provence.

Ganz besonders – wie die anderen

Zum Abschluss möchte ich den SP-Lesern einen ganz besonderen Dokumentarfilm empfehlen. »**Wie die anderen**« startet am 7. Juni in den deutschen Kinos und läuft

hoffentlich noch immer, wenn Sie diese Ausgabe der SP in der Hand haben. *Constantin Wulff* hat im Direct-Cinema-Modus gedreht, das bedeutet: keine Kommentare, keine Interviews, keine Stimmen aus dem Off, sondern nur alltägliche Arbeitsabläufe in der Kinder- und Jugendpsychiatrie der österreichischen Stadt Tulln. Wir erleben Teamsitzungen, Übergaben, das Diktieren und Schreiben der Dokumentationen am PC und Elterngespräche. Kinder und Jugendliche werden aufgenommen, entlassen und wieder aufgenommen. Manchmal wird es laut auf dem Flur, und starke Männer werden gebraucht. Lediglich indirekt, über die Videoüberwachung, ist die Fixierung eines suizidalen Mädchens zu sehen; alle sind bedrückt, alltäglich scheint diese Szene nicht zu sein. Mehrfach begegnen wir einer 19-Jährigen; mal ist sie blond, dann sind die Haare schwarz, dann rot. Ihre Arme sind übersät mit Narben. Der behandelnde Arzt nimmt ihr Blut ab; Wochen und Monate später versucht er, mit ihr zu verhandeln, Absprachen zu treffen, einen Kompromiss zwischen Fürsorge und Selbstbestimmung zu finden. Diese Gespräche sind zäh und fordern die Geduld aller Beteiligten, auch die des Zuschauers. Viele dieser kleinen Szenen sind wenig spektakulär, andere gehen unter die Haut. Dominik kriecht und schreit auf dem Flur und will einfach nicht in das Schulzimmer. Später spricht er dann doch ein wenig und wünscht sich zur Ent-



»Wie die anderen«



»Mängelexemplar«

lassung einen Schokokuchen. Medikamente spielen eine unerwartet große Rolle, werden häufig diskutiert. Dann wieder spielen und musizieren die Therapeutinnen sehr behutsam mit ihren scheuen Patienten. Es gibt wenige Konflikte, z.B. zwischen dem überlasteten Team und seinem Chef, dem Primar Hochgatterer, doch es überwiegt eine reflektierte, von großer Sorge getragene Grundstimmung. Vielleicht kommt Ihnen der Name Paulus Hochgatterer bekannt vor: Er ist nicht nur Kinder- und Jugendpsychiater, sondern auch ein renommierter Schriftsteller. Mehr unter: www.wiedieanderen.at

Supil

Dieser Film hat mich hin- und hergerissen – und manchmal abgehängt. »**Mängelexemplar**« basiert auf der gleichnamigen Romanvorlage von Sarah Kuttner und ist ein extrem schneller und rauer Spielfilm aus Berlin. Annonciert werden Buchvorlage und Film als Porträt einer depressiven jungen Frau. Vielleicht ist es politisch nicht ganz korrekt, aber: »Oh, dann hätte ich das auch gerne.« Denn Karo, genial verkörpert von Claudia Eisinger, ist flapsig, verletzlich, nikotinsüchtig, panisch und egozentrisch. Depression schmeckt anders. Sie hat ungefähr so viel Frustrationstoleranz wie eine pubertierende Göre. Ausgelöst wird ihre seelische Krise angeblich durch die Kündigung ihres Jobs in einer Eventagentur. Sie sei einfach zu emotional, sagt die obercoole Chefin mit der riesi-

gen Nerd-Brille, aber das sei nicht persönlich gemeint. Der Verdacht liegt also nahe, dass Karo schon vor ihrer Kündigung ein wenig aus dem Leim war. Mir fallen Worte ein wie histrionisch, borderlinig, affektinkontinent. Karo muss immer exakt machen, wonach ihr der Sinn steht. Sie quengelt, qualmt, kratzt die Lackreste von ihren Nägeln und schüttelt ihre unglaubliche Mähne. Karo wohnt alleine, kann aber total schlecht alleine sein. Mmh. Es gibt am Anfang eine Bettszene mit einem tätowierten Lover und am Ende ein skeptisches Happy End mit einem viel zu schönen und duldsamen Freund. Ansonsten pendelt Karo zwischen der Kneipe ihrer besten Freundin Anne, abartig gut gespielt von Laura Tonke, die gerade in »Hedi Schneider steckt fest« einen ganz ähnlichen Charakter verkörpern durfte. Von Annes Kneipe geht es zum Trösten zu der aufgetakelten Oma (Barbara Schöne) und dann einen Stock höher (oder tiefer) zur ratlosen Mama (Katja Riemann). Karo sitzt in Wartezimmern und besteht darauf, sofort an die Reihe zu kommen, denn sie ist immer ein Notfall. Sie erhält vom Arzt als Bedarfsmedikation Lorazepam und schluckt es hintereinander weg, wird auf Antidepressiva eingestellt und setzt sie nach ein paar Tagen abrupt wieder ab. Psychopharmaka sind für sie Accessoires (oder sagt man jetzt Tools?), mit denen man prima agieren kann. Ab und zu würde man ihr gerne eine klatschen. Nach kurzen Ausflügen in die Esoterik landet

Karo bei der spröden Psychotherapeutin Anette (Maren Kroymann), die geduldig das Gefühlschaos ordnet. Langsam kommt Karo ein wenig runter, und alles tut nicht mehr so schrecklich weh.

»Mängelexemplar« dürfte die hingeschluderte Skizze einer sehr großstädtischen, weiblichen Generation rund um die dreißig sein. Ich stecke aber nicht drin, ich kann es nur vermuten. Das Leben bietet keine großen äußeren Gefahren oder Nöte, aber unendlich viele kleine Ängste, Risse und kaum durchschaubare Spielregeln. Vegan oder vegetarisch? Wegstoßen oder klammern? Heiraten oder mit einem Wegbier in der Hand durch die Klubs stolpern? Diese ganz spezielle Berliner Mischung, die in den letzten Jahren die Jugend der Welt anlockt wie ein Fliegenfänger, wird noch origineller in Szene gesetzt als die seelische Störung der Protagonistin. Einmal sieht man junge Urban-Gardening-Aktivistinnen, die mit ihren Schöpfelchen mitten im Kiez ein Gemüsebeet anlegen, gerade da, wo bereits tausende von Kötern gepinkelt haben. Ein willkommener Anlass für einen trockenen Kommentar von Anne.

Wie gesagt, dieser hektische, unkonventionelle Film hat mich hochgezogen und abgehängt. Denn hier experimentiert nicht nur die rasche Kamera, sondern auch der Tonmann hatte Lust auf verhuschte Authentizität. Vielleicht sollte ich den Hörgeräteakustiker wechseln. Ich habe viele der rasanten Dialoge akustisch nicht verstanden. Aber das macht nichts. Die schräge Karo kam dadurch noch verpeilter rüber.

Übrigens: Wer »Karos Mutter«, die grandios reifende Katja Riemann, als Psycho-Tante erleben möchte, dem sei die seit 18. Mai laufende ARD-Serie »Emma nach Mitternacht« empfohlen. ■

Wem die SP zu langsam ist:
www.psychiatrie.de/bibliothek/aktuelle-kinofilme/

- Bipolar – Meine Mama ist anders**, Niederlande/Belgien 2005, 81 Min.; Regie: Martin Koolhoven; Darsteller: Leny Breiderveld, Carice van Houten, Jesse Rinsma,
Birkenkuchen mit Lavendel, Frankreich 2015, 97 Min.; Regie: Éric Besnard; Darsteller: Virginie Efira, Benjamin Lavernhe
Infinitely Polar Bear, USA 2014, 85 Min.; Regie: Maya Forbes; Darsteller: Ashley Aufderheide, Mark Ruffalo, Zoe Saldana, Imogene Wolodarsky
Looping, Deutschland 2016, 106 Min.; Regie: Leonie Krippendorff; Darsteller: Lana Cooper, Jella Haase, Marie-Lou Sellem
Mängelexemplar, Deutschland 2016, 112 Min.; Regie: Laura Lackmann; Darsteller: Detlev Buck, Claudia Eisinger, Katja Riemann, Laura Tonke
The Lady in the Van, Großbritannien 2015, 105 Min.; Regie: Nicholas Hytner; Darsteller: Alex Jennings, Maggie Smith
Wie die anderen, Österreich 2015, 95 Min.; Dokumentarfilm von Constantin Wulff
Wild, Deutschland 2016, 90 Min.; Regie: Nicolette Krebitz; Darsteller: Georg Friedrich, Lilith Stangenberg